

JONATHAN MERRITT

Über den
Sternen
und doch so nah

Erlebnisse mit einem Gott,
der nicht zu fassen ist

Aus dem Amerikanischen von Frank Grundmüller

The logo for GerthMedien features a stylized black arch above the text "GerthMedien".

*Für Margaret Feinberg,
deren Hingabe an die Kunst des Schreibens und
leidenschaftliches Streben,
Christus ähnlich zu werden, mich inspirieren.*

Inhalt

Vorwort von John Ortberg	9
Einleitung	
<i>Heilige Erwartung</i>	13
1 Christus in der Wüste	
<i>Jesus in der Stille begegnen</i>	33
2 Und es erhob sich ein mächtiger Sturm	
<i>Jesus in seinem Heiligtum begegnen</i>	57
3 Cornflakesschneeflocken	
<i>Jesus im Geheimnis begegnen</i>	71
4 Berge, so weit das Auge reicht	
<i>Jesus im Unmöglichen begegnen</i>	91
5 Eine Bedrohung namens Gnade	
<i>Jesus in der Ehrlichkeit begegnen</i>	115
6 Sterben, um zu leben	
<i>Jesus im Warten begegnen</i>	139

7 Das letzte Schlaflied	
<i>Jesus in der Tragödie begegnen</i>	155
8 Offenbarung auf der Tischtennis-Empore	
<i>Jesus im Sakrileg begegnen</i>	175
9 Ein Zuhause ohne Tisch	
<i>Jesus in der Abwesenheit begegnen</i>	203
10 Erinnerungen an Ostern	
<i>Jesus in der Kirche begegnen</i>	219
Epilog	
<i>Prophezeiung auf 13B</i>	233
Dank.	241
Quellen.	245

Vorwort

„So ist nun mal das Leben“

Es gibt eine besondere Art von Schmerz, die uns an den verschiedensten Stellen des Lebens begegnet. Ich kenne sie, weil auch ich sie verspüre. Sie sagt etwas gleichgültig – angesichts der verheerenden Verzweiflung Notleidender, der tief empfundenen Traurigkeit eines Kindes und selbst bei harten Auseinandersetzungen unter Glaubensgeschwistern –

„So ist nun mal das Leben“.

Doch nennt jemand die Dinge beim Namen, indem er ehrlich und liebevoll versucht, die Dinge zu beschreiben, wie sie wirklich sind, dann ändert sich etwas. Im Innern wird etwas heil. Warum das so ist, verstehe ich nicht, aber es funktioniert. Unser Herz tickt nun mal so.

Jonathan Merritt besitzt diese Gabe, Dinge beim Namen zu nennen. Sie ist eine feine Kunst, die schwieriger ist als die Chirurgie. Man muss bestimmen können, was weggeschnitten werden muss, weil es fehl am Platz ist, während anderes, was gesund und lebensnotwendig ist, unangetastet zu bleiben hat. Der Schlüssel dabei ist: sich zu weigern, sich selbst etwas vorzumachen. Und den besitzt Jonathan. Er geht mutig und zugleich liebevoll vor.

Ich persönlich glaube, jeder Mensch denkt über Gott nach. Einer meiner Freunde sagte sogar einmal, jeder Mensch denke mehr über Gott nach, als über irgendeine andere ihm bekannte Person. Egal, ob man erst im Laufe seines Lebens anfängt, über ihn nachzudenken, mit ihm aufgewachsen ist oder sich von Berufs wegen mit ihm auseinandersetzt – jeder tut es und hat sein ganz eigenes Thema mit ihm. Letzten Endes gelingt es uns sogar, so vieles über Gott zu sagen, dass wir irgendwann gar nicht mehr wissen, was all unsere Worte eigentlich zu bedeuten haben.

In der Vergangenheit hatte ich mal an einem Seminar über Psychopathologie, der Lehre über psychische krankhafte Veränderungen der Seele, teilgenommen – ein Thema, ohne das ein Pastor seine Ausbildung nicht beenden sollte. Einer der Wissenschaftler berichtete von einer faszinierenden Beobachtung, die er über Religion anhand des weltweit am häufigsten verwendeten Persönlichkeitstests (MMPI) gemacht hatte. Unter anderem ließen sich durch diesen Test Falschaussagen ausfindig machen. Seine Untersuchung zeigte, dass religiöse Menschen dazu neigen, mehr falsche Antworten zu geben als nicht-religiöse. Und weiter: Je konservativer sie in ihrer Glaubenshaltung waren, desto höher lag ihr Anteil an falschen Antworten. Als Grund dafür vermutete der Wissenschaftler, dass Menschen, die aus einer starken, konservativen Glaubensstradition kommen, dazu neigen, das eigene Streben und Sichbemühen oft mit Leistung zu verwechseln.

Ich musste an diese Neigung denken, als ich das Buch von Jonathan las. Unter anderem schreibt er darin, wie er seinen akademischen Grad, den sogenannten „Master of Divinity“, einen

praxisbezogenen Theologieabschluss, erlangte. Doch er sagt dazu: „Wenn es je einen falschen Namen für etwas gab, dann diesen“ – er sehe sich nicht als „Meister des Göttlichen“.

Auch ich besitze einen solchen Titel, obwohl mich – sei es nun durch Einfältigkeit oder Hochmut – seine unangemessene Beschreibung bisher nie betroffen gemacht hat. Vermutlich habe ich das einfach verdrängt. Vielleicht liegt es daran, dass ich Dingen zunächst Glauben schenke, ehe ich eines Tages feststelle, dass ich es doch nicht tue.

So ist nun mal das Leben. Aber das ist noch nicht die ganze Wahrheit. Es gibt auch eine Weise, wie die Dinge eigentlich sein sollten. Und dort, irgendwo an der Schnittstelle zwischen dem, wie die Dinge sind, und der Art, wie sie eigentlich sein sollten, treffen wir auf Jesus. In seiner Person kommt dies zum Ausdruck. Denn einerseits richtet die Finsternis das Schlimmste mit ihm an und andererseits erstrahlt letztlich in ihm die ganze Schönheit.

Es ist dieser Jesus – mit seiner uns unübersichtlich erscheinenden Majestät inmitten unserer Welt mit all ihrem verwirrenden Schmerz –, der sich Seite für Seite in Jonathans Buch zeigt. Wir begegnen ihm in der Stille der Wüste und der Schönheit eines Sturms, in der Herausforderung eines unmöglichen Auftrags und im Jubel über ein erhörtes Gebet. Und nicht nur dort. Wir werden ihn auch im Leben anderer Menschen antreffen. Jonathans redliche Herangehensweise, sein Tiefgang, sein Mut und seine Offenheit werden für jeden Leser wohltuend sein. Jonathan nimmt uns mit in die Begegnung mit Jesus, dort wo er war, vor den Fuß des Kreuzes.

Jonathan ist zwar in einer Kirche groß geworden, aber er spricht eben nicht mit jenem besonderen Akzent, der gemeinhin als „kanaanäisch“ bezeichnet wird. Ein Akzent, der oft verhindert, dass Menschen natürlich über ihren Glauben sprechen, oder vielleicht ganz und gar natürlich sind. Jonathans Worte wollen uns aber vor allem daran erinnern, wer Jesus *wirklich* ist. Dass sich Jesus weder durch Traditionen noch Erwartungen festlegen lässt, dass er plötzlich und unerwartet auftaucht, weil er allein bestimmt, wie er mit den Menschen in Beziehung tritt und wo er ihnen begegnen will.

Es gibt viele Gründe, dieses wunderbare Buch zu lesen. Nicht nur dass es sehr schön geschrieben ist und Sie mit einem ausgezeichneten Autor bekannt machen wird. Es enthält viele weise Einsichten und inspirierende Gedanken. Aber der Hauptgrund, es zu lesen, liegt letztlich bei dem Einen, der in diesem Buch verborgen ist: Jesus. Sie werden ihm begegnen. Und zwar genau dort wie das Leben nun einmal ist, und er wird Sie mitnehmen auf einen Weg, um Ihnen zu zeigen, wie die Dinge eigentlich sein sollten.

John Ortberg

1

Christus in der Wüste Jesus in der Stille begegnen

*„Wir müssen Gott finden;
aber er wird nicht in Lärm und Unruhe gefunden.
Gott ist ein Freund der Stille.“*

MUTTER TERESA

Ich fragte mich, wo ich anfangen sollte, Gott in neuer Weise zu erfahren, als mein Telefon klingelte. Meine Freundin Carolyn rief an. Sie erzählte mir davon, dass sie eine Einkehrzeit plane. In einem Benediktinerkloster in der Nähe der Stadt, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte. Und je mehr sie von dieser Einsiedelei erzählte, die sich in der Wüste Neu-Mexikos verbarg, umso neugieriger wurde ich.

Das Kloster „*Christus in der Wüste*“ schien mir der perfekte Ausgangspunkt für den Beginn meiner Glaubensreise zu sein.

Kaum etwas hätte sich mehr von meinem Zuhause unterscheiden können. Vor meinem inneren Auge sah ich schon die orangefarbenen Tafelberge, die sich aus dem Staub erheben, während hoch über ihnen Rotschwanzbussarde schweben. Doch irgendwie war die Vorstellung, ein Benediktinerkloster aufzusuchen, um nach Gott zu suchen, auch etwas ungewöhnlich. Schließlich wuchs ich als Gemeindeglied mit der Vorstellung auf, Katholiken seien keine wirklichen Christen.

Ich fiel Carolyn ins Wort und sagte ihr, dass ich sie auf ihrer Reise begleiten würde. Sie als ohnehin abenteuerlustige Frau meinte, das sei eine großartige Idee. Und so stieg ich etwa einen Monat später fröhlich aufgeregt in das Flugzeug.

Ich hatte mich für eine Zeit der Stille entschieden, zu der ein Schweigegelübde für den Zeitraum zwischen Ankunft und Abreise gehörte. Und diesbezüglich klang für mich die Internetseite des Klosters bereits herausfordernd:

Die Welt versinkt in einer „Kultur des Lärms“. Menschen, die sich ihr angepasst haben, erleben nicht selten Unwohlsein und sogar Angst vor dem Alleinsein. In unserem Kloster hoffen wir, Ihnen dabei zu helfen, den „Lärm“ abzuschalten, um sich neu auf Gott auszurichten – so wie es in Psalm 46,11 geschrieben steht: „Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin!“

Wenn heutzutage wir als Christen aus der westlichen Welt Gott begegnen wollen, machen wir in der Regel Geräusche. Wir singen oder halten Predigten, wir beten oder nehmen an Bibelgesprächsgruppen teil und pflichten manchmal einer Äußerung mit einem halblaut unterstützenden „Amen“ bei. Der entgegengesetzte Zugang erschien mir daher angemessen zu sein, um meine Suche zu beginnen. Sechzig Stunden lang würde ich darauf verzichten zu sprechen und dem Rat des Psalmisten folgen, auf Gottes Stimme zu hören.

Als mein Flugzeug landete, stand die Sonne hoch am Himmel. Ich traf mich mit Carolyn und wir entschlossen uns, die landschaftlich schönere Route in Richtung des Klosters zu fahren. Neun Stunden lang fanden wir alle möglichen Ausreden, um an Kaffeebars anzuhalten, in Restaurants zu Mittag zu essen und Umwege zu jeder erdenklichen Touristenattraktion im selbst ernannten „Land der Verzauberung“ zu nehmen. Die Sonne war schon lange untergegangen, als wir ein klappriges Schild mit einem Pfeil entdeckten, das uns eine staubige Straße entlangwies.

Der Weg führte uns mit unserem Wagen über eine fast 25 Kilometer lange „Zufahrtsstraße“, durch eine lange dunkle Schlucht.

Wir brauchten fast eine Stunde dafür. Mit jedem Kilometer wurde der Empfang unserer Handys schwächer, bis er schließlich ganz verschwand. Letzten Endes kamen wir bei einem schlichten Gästehaus an; ich fühlte mich völlig von der Zivilisation abgeschnitten.

Ein Holztor führte in einen Hof, wo ich mir eine Petroleumlampe griff und den Weg zu der Tür suchte, auf der mein Name stand. Der Raum erinnerte mich an eine Gefängniszelle, war ähnlich groß, Fußboden und Wände waren aus Beton. Ein handgezimmerter Tisch lehnte an der Rückwand unter einem etwa 90 mal 90 Zentimeter großen Fenster, das nur ganz schwaches Mondlicht in den Raum fallen ließ. Ein Rosenkranz hing schlaff über einem zierlichen Stuhl und auf dem gerade noch erträglich weichen Doppelbett lagen genug Decken, um sich im Schlaf nicht zu erkälten. Ein hölzernes Medaillon an einem Lederband lag auf meinem Kopfkissen. An ihm hing ein Zettel mit der Nachricht:

*Lieber Gast, falls Sie während eines Teils oder während der ganzen Zeit hier schweigen möchten, dann **tragen Sie dieses Medaillon**. Die anderen Gäste und die Mönche werden Ihrem Wunsch nach Stille entsprechen. Lassen Sie uns wissen, falls jemand Ihre Stille nicht respektieren sollte. Deponieren Sie, wenn Sie abreisen, das Medaillon bitte wieder hier im Zimmer für den nächsten Gast, der Stille wünscht.*

Danke! Gott segne Sie!

(Während meines Aufenthaltes lernte ich schnell, die Halskette jederzeit zu tragen. Am zweiten Tag vergaß ich nämlich, sie anzulegen, und ging kurz in die Küche, um eine Wasserflasche aufzufüllen. Da fragte mich einer der älteren Mönche, wie mein Aufenthalt sei. Als ich zur Antwort lediglich lächelte, witzelte er mit einem anderen Gast, dass ich wohl „Probleme mit dem Hören“ hätte. Ich biss mir auf die Lippen.)

„Tja, mein Freund“, sagte ich und betrachtete meinen neuen Begleiter eingehend. „Es sieht so aus, als ob wir zwei eine ganze Weile miteinander verbringen werden.“ Mit diesen Worten hängte ich mir das Medaillon um und packte meine Tasche aus.

Am nächsten Morgen erwachte ich vor Sonnenaufgang, um gemeinsam mit Carolyn an einer Gebetszeit in der Kapelle teilzunehmen. Noch im Halbschlaf suchten wir beide uns Plätze in der Nähe eines Holzofens, um ein bisschen Wärme zu erhaschen, während die Mönche, bedeckt von ihren schwarzen Kapuzenkutten, im Gänsemarsch hereinhuschen. Ich kämpfte damit, die Absonderlichkeit der Situation zu kommentieren und wie sehr ich mich zurück in mein Bett wünschte; meine Lippen musste ich buchstäblich wie mit einer Schraubzwinge zusammenpressen.

Mir war klar, als ich mich für die Zeit im Kloster entschieden hatte, dass ich irgendwann ein wenig geschockt sein würde. Auch war mir schon der Satz bekannt, den Klosterbesucher fast standardmäßig zu hören bekommen: *„Falls Sie irgendetwas benötigen, lassen Sie es uns wissen, und wir lehren Sie, wie Sie ohne es auskommen.“* Dennoch war das Überschreiten der

Grenze zwischen der lauten Welt und diesem ruhigen Ort aufwühlender, als ich es erwartet hatte. Der Schritt vom Rasen zum Rasten ist nicht einfach. Mein Körper kam wie ein Sattelschlepper, der aus voller Fahrt eine Notbremsung macht, quietschend zum Stehen. Bei jedem Schritt war mein Denken sofort bemüht, die Leere zu füllen. Ich betete innerlich, merkte aber, dass ich den Raum immer nur für einige Sekunden füllen konnte. Ich versuchte, still zu sitzen, aber meine Knie bewegten sich. Ich wollte gehen. *Vielleicht war diese ganze Sache mit der Stille letztlich doch keine so gute Idee*, dachte ich.

Im Verlauf des Gottesdienstes ging die Sonne auf und ich begann, innerlich ruhiger zu werden. Durch die oberen Fenster sah ich, wie Lichtstrahlen die Berge erhellten, die noch Augenblicke zuvor in Dunkelheit gehüllt waren. Ihre Steilhänge verwandelten sich in ein Schauspiel von Weiß- und Rottönen, die sich wild über das felsige Gesicht verteilten, so als hätte es sich von einem Regenschauer bemalen lassen. Ich kam mir vor, als hätte ich gerade zum ersten Mal das Farbfernsehen entdeckt und staunte über dieses wunderschöne Farbenspiel.

Meine Gedanken kehrten zum Gottesdienst zurück, als die Mönche gerade aus Psalm 51 sangen: *„Erschaffe in mir ein reines Herz, o Gott; erneuere mich und gib mir Beständigkeit!“* Und dann aus Psalm 63: *„Gott! Du bist mein Gott! Ich sehne mich nach dir, dich brauche ich! Wie eine dürre Steppe nach Regen lechzt, so dürste ich, o Gott, nach dir.“*

Ihre Gesänge spiegelten mein Gebet wider, dass Gott sich mir wieder zeigen und wieder zu mir sprechen möge. Durch diese

Liturgie bestätigte sich für mich, dass Gott meine Bitte gehört hatte. Die Spannung in meinem Innern zerbrach und der Würgegriff aus Sorgen, Enttäuschungen und Erwartungen löste sich. Mein inneres Ohr war nun geöffnet.

• • •

Benediktiner pflegen sieben Vigilien (Stundengebete) am Tag zu halten.⁵ So lehrte es Benedikt: „*Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden.*“⁶ Damit wird dem Gebet höchste Priorität zuteil. Etwas, das sich deutlich vom Leben außerhalb des Ordens unterscheidet, wo wir oft abgekürzte oder beschnittene Gebete sprechen, damit wir wieder schnell an die Arbeit eilen oder unsere ausgehungerten Bäuche füllen können. Anders verhält es sich im Kloster, wo Gebet die „Arbeit“ ist.

Das bedeutet auch, dass meine Zeit mit den Mönchen dem noch am nächsten kam, was der Apostel Paulus fordert, wenn er sagt: „*Hört niemals auf zu beten.*“⁷ Noch morgens, als ich im Bett lag, opferte ich bereits Gott meinen Dank für den Tag. Wenn ich dann duschte, bat ich um Gottes Segen und Schutz. Ging ich auf staubigen Pfaden spazieren, dachte ich über die Gaben nach, für die ich ihm zu danken hatte. In den Anbetungszeiten lobte ich Gott dafür, dass er gut und gnädig und mitteilhaftig ist. Am besten aber waren die Zeiten, in denen ich einfach nur zuhörte. Das war für mich eine neue Art des Betens. In seiner Gegenwart vermittelte mein Schweigen mein Vertrauen und meine Abhängigkeit ihm gegenüber.⁸ Manchmal sprach Gott zu meinem Herzen und ein andermal blieb er so still wie ich. Diese Art des Gebets ist nicht dasselbe, wie vor einem Radio zu sitzen und auf einen

Aufruf zu warten, sondern mehr so, als wickele man sich in eine Decke ein, die frisch aus der Wäsche kommt. Und das Erstaunliche an Gott ist: Er kann so viel sagen, ohne ein einziges Wort zu benutzen.

Auf das Morgengebet folgte im Speisesaal das Frühstück, üblicherweise eine Scheibe selbst gebackenes Brot mit Erdnussbutter. Alle Mahlzeiten wurden schweigend eingenommen, nur das leichte Mahl (meist das Mittagessen) wurde von klassischer Musik begleitet. Beim Hauptmahl (das Abendessen) las ein Mönch laut aus Büchern vor, wie etwa Chestertons Buch über *Thomas von Aquin* – hochgeistige Werke, die Ausdrücke wie „Rabulistik“ und „Akririe“ benutzen, als gehörten sie zur Alltagssprache.

Nach benediktinischer Tradition verpflichtet man sich nicht nur einer Lebensregel, sondern auch dem Ort. Diese Mönche hatten insofern gelobt, auch in dieser Gemeinschaft zu leben – eine Verpflichtung, von der Christen wie ich etwas lernen können. Denn ich merkte, dass ich oft in Versuchung gerate, meine Glaubensgemeinschaft, meine Gemeinde, wie ein Paar Jeans zu betrachten – als etwas, das ich sehr gern behalte, solange es seine Form behält und mir passt oder mich gut dastehen lässt.

Ihr Gelübde lehrt sie zudem, Streitigkeiten schnell auszuräumen. Eine Alternative gibt es nicht. Beim Essen im Speisesaal gibt es auch keine Rangordnung. Außerdem ist es den Mönchen nicht erlaubt, in Gruppen zusammensitzend. Jeder sitzt entsprechend der Dauer, die er Teil der Gemeinschaft ist. Schlürft also der Mönch neben dir seine Suppe, tust du gut daran, das

zu überhören. Denn vielleicht schlürft er für den Rest deines Lebens in dein Ohr.

Der klösterliche Rhythmus aus Gebet, Mahlzeit und Gesang schenkte mir einen neuen Blick auf die Gestaltung meines Tagesablaufs. Im Alltag scheint Zeit so etwas wie mein Feind zu sein. Ich kämpfe gegen sie an und möchte sie in die Länge ziehen. Ich sauge ihr die letzte Sekunde aus und dann verfluche ich sie, weil sie mir nicht mehr bietet. Ich reagiere sogar zunehmend enttäuscht im „Wettlauf mit der Zeit“ und „frage mich, wo sie geblieben ist“. Was Zeit auch immer sein mag, sie ist jedenfalls nicht mein Freund.

Hier im Kloster ist Zeit allerdings so etwas wie ein geschätzter Gefährte und wird willkommen geheißen. Sie wird geradezu dirigiert und großzügig eingeteilt. Die Sonne geht während des Morgengebets auf und reinigt den Altar mit in Weihrauch getränkten Strahlen. Beim Abendgebet geht sie wieder unter, während sich die Gäste auf das Abendessen vorbereiten. Im Kloster lernen die Gäste, sich in den natürlichen Ablauf dieser Zeitvorgabe einzufügen. Sich in der Zeit und mit ihr zu bewegen, anstatt sich gegen sie anzustrengen. Zeit wird im Kloster an den Zweck angepasst, nicht an Produktivität.⁹

Am Ende eines jeden Tages hatte ich den Eindruck, dass ich mit jedem Augenblick verantwortungsvoll umgegangen war. Mein Tag war nicht eine Minute länger gewesen, aber er erschien mir reicher. Und er war nicht mehr durchdrungen von unerwarteten Anreizen, sondern gab Ruhe und Bibellesen, Anbetung und Arbeit den Vorzug.